

Ewige Jugend

Mein Vater war entsetzt, als ich ihm sagte, daß ich heiraten wollte, und daß Tag und Ort schon feststünden. Er wiegte den Kopf, mit seinem typischen Gesichtsausdruck, in dem sich Abscheu, Verständnislosigkeit und Resignation mischten. Solange er mir gegenüber immer wieder dieses Gesicht machte, wußte ich, daß ich in seinen Augen noch immer nicht als erwachsen gelten konnte.

Es war nicht die Tatsache, daß ich heiraten wollte, die ihn so erschütterte. Er hatte auch nichts gegen die Frau, die ich heiraten wollte. Ihn störte der Hochzeitstermin. Ausgerechnet dieser Tag. Wie kann man an diesem Tag heiraten, rief er und wiegte den Kopf. Was hast Du dir dabei gedacht? Er tippte sich an die Stirn. Gar nichts hast Du dir gedacht, wie immer.

Ich hatte eingewendet, daß ein Tag wie jeder andere sei - Ein Tag wie jeder andere? Dieser Tag?

Ich verstehe nicht, was Du meinst. Wir wollen heiraten, wir wollen möglichst bald heiraten, und der 9. 11. ist der nächste freie Termin am Ischler Standesamt.

Das war kein gutes Argument, allerdings zugleich auch das beste: Mehr war nicht dahinter gewesen, als wir uns auf diesen Tag geeinigt hatten.

Mit Grabesstimme sagte mein Vater, wie sich alle vom Herzen freuen werden, wie die ganze Familie feiern würde, fröhlich und ausgelassen, und sich immer daran zurückerinnern, welch glücklicher Tag das gewesen sei - Na hoffentlich!

Er bat mich, noch einmal darüber nachzudenken. Der neunte November! Er wollte mir noch eine Chance geben! Ich möge nachdenken! Ob das wirklich ein passender Tag sei?

Ich sagte, daß ich lange und gründlich genug nachgedacht hätte. Ich wolle heiraten und ich würde es am vereinbarten Tag tun.

Der neunte November, sagte mein Vater und er betonte jede Silbe, ist der Jahrestag der Reichskristallnacht - und mein Sohn will ihn zum Freudentag machen, zum glücklichsten Tag seines Lebens.

Pah! Geschichte! Warum fiel mir das jetzt ein, Jahre später, in Paris, während eines Gesprächs mit meinem Jugendfreund Michel?

Wir saßen in einem Café in der Nähe von Les Halles, ich war auf eine belanglose Weise depressiv und eben deshalb glücklich, weil Michel wieder einmal das Talent bewies, so viele objektive Gründe für Depressionen aufzuzählen, daß folglich jeder als unglücklich gelten mußte, der nicht depressiv war. Ein Sonnenstrahl fiel durch die große Glasscheibe herein, traf mein Gesicht, das nun heiß wurde, ich schloß die Augen und öffnete sie erstaunt erst wieder, als Michel, der inzwischen im-

mer weiter geredet hatte, plötzlich sagte, daß nach dem simpel gerührten, mit mehr oder weniger Rosinen versehenen Brei der Kindheit und vor den unvermeidlichen Depressionen des Erwachsenenlebens, nur die Jugend die Zeit sei, in der eine bewußte, eben dadurch widersprüchliche, also echte Glückserfahrung gemacht werden könne. Die Jugend, sagte er, sei ein Lichtspiel, und glücklich am Ende nur der, in dessen Alter nicht nur die unvermeidlichen Schatten, sondern auch noch ein Strahl dieses Lichts falle.

Es ist schwer, von einem Wochenende in Paris zu erzählen, richtig zu erzählen, so wie ein Erzähler es tut, wenn man die meiste Zeit mit einem Philosophieprofessor verbringt, der genüßlich seinen Lebenskel zelebriert und kein Streichholz anreißt, um einem höflich Feuer zu geben, ohne gleichzeitig eine These über die Kälte zu entwickeln. Fast alle Pausen zwischen den Vorträgen des Kongresses saß ich mit ihm zusammen, die Zeit während der langweiligen Vorträge verbrachten wir in Cafés, und am Abend war ich ihm erst recht ausgeliefert, da ich bei ihm privat, in seinem Gästezimmer untergebracht war. Es war eine Freundschaft, die so künstlich war, wie er behauptete, daß es die Welt insgesamt sei - sie beruhte auf zwei Jahren in unserer Schulzeit, die er, damals Sohn eines französischen Diplomaten in Österreich, im selben Internat wie ich verbracht hatte. Es war eine Zeit, die, da gebe ich ihm Recht, zweifellos sein wie mein Gemüt unglücklich geprägt hatte - und nur darauf beruhte das, was wir nach unserem späten Wiedertreffen mit einiger Altersmilde unsere „Freundschaft“ zu nennen beschlossen. Aber wie nicht davon erzählen, wenn ein Lichtstrahl durch die Glasscheibe eines Cafés in Paris und gleichzeitig der eigentümliche Satz von den „Lichtspielen der Jugend“ wie zwei mächtige Hammerschläge eine Mauer niederrissen, die eben noch das Leben auf ewig zu teilen schien: Elend diesseits, Zynismus drüben, oder umgekehrt.

Kindheit ist die Zeit der Unschuld, die man zu recht vergißt, um später als Erwachsener überhaupt leben zu können, sagte ich, und Michel winkte ab. Da hätte ich schon aufhören können. Aber das mußte ich erzählen. Lichtspiele, sagte ich, hör zu. Ich verbrachte meine Kindheit zufällig in Bad Ischl, einem Städtchen im Herzen der österreichischen Provinz, das der bevorzugte Sommerurlaubsort des ehemaligen Kaisers von Österreich gewesen war. Jedes Jahr besuchen zigtausende Menschen aus aller Welt Bad Ischl, um an einem Ort Urlaub zu machen, der geprägt ist von Dienstefrigkeit gegenüber Touristen, der aber dabei nur gewillt ist, an einen einzigen Touristen zu erinnern: an den toten Kaiser. Sein altes Reich ist ge-

schrumpft auf die Größe dieses Städtchens, das die Erinnerung an das Vergangene zu seiner Geschäftsgrundlage gemacht hat, und mein Reich der Kindheit hatte noch nicht einmal dessen Größe: Ich habe eine dunkle Erinnerung an eine Straße, die an einem Fluß entlang führte, einen Kai, der wie eine archaische Grenze die Grenze meiner Welt markierte: ich wußte nicht, was sich auf der anderen Seite der Brücke, hinter der Kulisse der Villenzeile am anderen Flußufer befand. Die Stadt der Erinnerung gab ihren Kindern keine Möglichkeit, etwas zu erleben, an das sie sich später erinnern konnten.

Ich kenne Bad Ischl, sagte Michel, die Stadt mit der größten Selbstmordrate in Europa.

Das wußte ich nicht, sagte ich. Ich auch nicht, aber ich kann es mir nicht anders vorstellen. Jedenfalls, erzählte ich weiter, erinnere ich mich dunkel, saaldunkel, im Grunde nur an einen Kinobesuch - weil er der erste meines Lebens sein sollte. Eines Tages kam unser Lehrer, Herr Zeger, in die Klasse und verkündete mit dem Gesichtsausdruck eines Weihnachtsmannes, daß wir in der kommenden Woche ins Kino geführt werden würden. Unsere Freudrufe gemahnten geradezu an Indianergeheul. Ich war damals acht Jahre alt, und das Kino von Bad Ischl hieß noch nicht „Kino“, sondern „Lichtspiele“. Tagelang hatten ich und meine Mitschüler den Lehrer genervt, er möge uns endlich verraten, was wir sehen würden. Er heizte unsere Neugier, unsere Vorfreude allerdings durch konsequentes Schweigen an. Mehr als schließlich die Auskunft, „einen Film; einen spannenden Film! Ihr werdet schon sehen!“, war ihm nicht zu entlocken. Schließlich berichtete ein bei dem Lehrer besonders beliebter Schüler, daß Herr Zeger ihm erzählt habe, daß der Titel des Films, den die Klasse besuchen würde, „Der Kampf um den Marterpfahl“ lautete.

Wir sahen, als wir endlich im Kino saßen, zunächst einen Vorfilm, und zwar einen Bericht über die olympischen Sommerspiele, die über ein Jahr zuvor in Rom stattgefunden hatten, schließlich einen Film über Bergsteiger, den wir gelangweilt als einen weiteren Vorfilm über uns ergehen ließen. Wann kamen endlich die Indianer? Der Kampf um den Marterpfahl? Nie. Es wurde hell im Saal, meine Erinnerung wird dunkel, nur soviel blieb: Wir hatten den Film „Der Kampf ums Matterhorn“ gesehen - keine Indianer, sondern das Drama um die Erstbesteigung eines Berges, bei dem sich, wie man heute in Lexika nachlesen kann, ein österreichischer Nazischauspieler besonders hervor getan hatte.

Luis Trenker? Fragte Michel. Ja. Ich melde vor der Geschichte die Erstbesteigung - Sei still! Hör zu! Geschichtsmächtig, auf eine belanglose Weise, nämlich bloß anekdotisch, war bei diesem Kinobesuch jedenfalls Folgendes: Der Vorfilm über die olympischen Spiele hatte auch das Finale des Hundertmeter-Laufs gezeigt - in Zeitlupe. Wir Kinder waren Kinder im schönsten Sinn - Breiexistenzen!

Ja. So naiv, daß wir dachten, daß Zeitlupe eine eigene olympische Disziplin sei - die zu beherrschen danach unser größter Ehrgeiz wurde. Wir übten wochenlang „Zeitlupe laufen“, und wäre dies je eine offizielle Wettkampfdisziplin geworden, wir Bad Ischler Schüler wären unschlagbar gewesen, mit all unserem Leiden an der Schwerkraft der Verhältnisse.

Und dann? Dann wurden wir älter. Also jung. Man ist jung, solange man versucht, sich älter zu machen. Und - Endlich ein

schöner Satz! Sagte Michel. Er hatte bereits einen leichten Zungenschlag vom Wein. Er war kaum mehr aufnahmefähig, und die Geschichte war noch lange nicht zu Ende, besser gesagt, schon zu Ende, aber noch nicht erzählt. Jedenfalls, sagte ich, hatte ich zum Beispiel mit sechzehn Jahren keine Gelegenheit, ins Kino zu gehen und mich für achtzehn auszugeben. Ich war eingesperrt in einem Internat, in einer geschlossenen Erziehungsanstalt, als Kind gehalten, um meine Jugend betrogen. So wie Du. Wie ich, ja, als Kind gehalten, verdammt dazu, ewig ein Kind zu bleiben, verschärft durch einen vergrisenden Körper.

Nein, Michel, nein! Genau das will ich Dir erzählen, daß das nicht stimmt. Darum geht es: wir wurden erst sehr spät jung, aber dafür bleiben wir es ewig.

Merde! Sagte er, trank, dann: Ewig jung? Laß hören!

Also: als ich endlich achtzehn war und das Internat verlassen konnte - Du warst mit Deinen Eltern schon längst zurückgegangen nach Paris -, da war ich nichts; zu unerfahren, um mich glaubhaft älter machen zu können vor den Erfahrungen der Älteren, zugleich schon zu alt, um glücklich desinteressiert an ihnen zu sein. Es ist eine seltsame Erfahrung, wenn man sein „Leben“ in einer Zeit beginnt, in der es weit und breit keine Zeitgenossen zu geben scheint, nicht einmal als ein Spiegelbild.

Das, mein Freund, war dann für mich in Paris anders.

Das kannst Du danach erzählen! Aber als sich für mich die Tore des Internats öffneten, in dem ich von der Wirklichkeit ausgesperrt gewesen war, ich in die Freiheit hinaus- und in die Universität eintreten konnte, war ich augenblicklich umzingelt von lauter Veteranen: Ehemalige Studentenführer, ehemalige Kommunegründer, ehemalige Revolutionsdichter, ehemalige Selbstbefreier, ehemalige kreative Geister, die jetzt als dogmatische Gespenster umgingen. Mein schlechtes Gewissen war grenzenlos, ich hatte den unverzeihlichen Fehler begangen, im Jahr Achtundsechzig nicht bereits zwanzig Jahre alt gewesen zu sein. Man entkam diesen Veteranen nicht, es gab keine Alternativen. Welche denn? Studentenverbindungen? Höhere Töchter mit Hermès-Tüchern? Nein, es gab nichts vernünftig Gegenläufiges gegen den Mainstream des Gegenläufigen, und einfach „affirmativ“ zu sein, war für ein denkendes Gemüt nie so unmöglich wie damals. Ich saß also in Hörsälen, die zugleich und vor allem Wartesäle der Veteranen waren, in denen sie „überwintern“ wollten, bis sich die Geschichte“ wieder hinausverlagern sollte auf „die Straße“, wo sie meinten, Experten zu sein, die sich wieder an die Spitze der Bewegung setzen konnten. Aber es bewegte sich nichts. Nicht einmal in Zeitlupe. Was ich damals bis zum Erbrechen lernte, waren Reminiszenzen, so schamlos ausgebeutet wie der Kaiser in Bad Ischl: Wir, die Veteranen, haben Geschichte gemacht! Wir haben in die Geschichte eingegriffen! Wir, mit unseren Bärten und Nickelbrillen, haben welthistorische Bedeutung. Bewundert uns und laßt Euch von uns ficken, damit Ihr lernt, was Freiheit ist!

Und? Hast Du dich ficken lassen, Monsieur Ischl?

Vergessen wir das! Ich hätte es vergessen, wenn dann nicht der November 1989 gekommen wäre. Da lernte ich wirklich, was Geschichte ist. Da erlebte ich mit der Befreiung der Menschen vom Stalinismus meine eigene Befreiung. Das Umstülpen des

Denkens, des Wissens, der Realität in meiner bewußten Lebenszeit. Was anderes ist ja ein historisches Ereignis nicht, oder? Jetzt, endlich, doch noch, hatten wir, die wir zu spät gekommen sind für die 68er, unser eigenes großes Geschichtserlebnis. Wir sind, wenn wir vernünftigerweise etwas sind, Neunundachtziger. Mit diesem Jahr haben unsere Biographien Wurzeln in der Geschichte geschlagen, ist unser Denken Epochendenken geworden.

Pathos, mein Freund, aber Du hast Recht.

Ja. Und jetzt kommt es, was ich erzählen wollte: Egal wie alt „ich“ heute bin, „ich“ ist ein Neunundachtziger, der sich ein paar Jahre älter machen kann, mit der einsichtigen Entschuldigung, daß er schon sehr viele Jahre älter ist. Weißt Du, wo ich mich in der Nacht vom 9. zum 10. November 1989 befand? Vor dem Fernseher, nehme ich an!

Genau! Ich saß ich vor dem Fernsehapparat und konnte mich nicht losreißen von diesen Bildern, die den massenhaften Triumph des Individuums zeigten. Der Sturm der Berliner Mauer. DAS war eine Erstbesteigung! Das Hinaufklettern in eine Höhe, die noch am Tag davor den sicheren Tod bedeutet hätte. Eine Masse, aber das ist ein falsches Wort, ein Gesicht, das massenhaft das Gesicht jedes befreiten Menschen wurde, ein Gesicht, das Ja gesagt hatte, weil es sich zu einer Zukunft entschlossen hatte, stöhnte und weinte. Es war meine Hochzeitsnacht. Wie bitte?

Ja. Meine Hochzeitsnacht. Es passierte in dieser Nacht weiter nichts. Meine große Liebe, die soeben meine Frau geworden war - Elisabeth?

Ja. Elisabeth und ich, wir saßen in einem Hotelzimmer vor dem Fernsehgerät und starrten auf diese Bilder. Es war unsere späte und glückliche Vermählung mit Zeitgenossenschaft. Und dann?

Ich bin schon am Ende: Am nächsten Tag verließen wir, ziemlich verquollen von den Tränen und gehörig Champagner, die Hochzeitssuite, verließen das Hotel - wir hatten in Bad Ischl geheiratet, ja, in Bad Ischl, weil - warum? Ich hatte den Beginn meines Erwachsenenlebens mit meiner Kindheit versöhnen wollen. Und dieses Kaiserstädtchen meiner Kindheit, hatte ich gedacht, war doch ein netterer Ort für diesen Anlaß, als jedes muffige Wiener Standesamt. Wie dürftig das aber plötzlich war, an diesem Tag, da meine Generation sich mit der Geschichte versöhnen sollte. Es hatte stark geschneit in der Nacht, und wir stapften den Kai entlang, nicht in Zeitlupe, auch nicht mit der Bedächtigkeit von Veteranen, sondern in Echtzeit, hinüber zur „Kaiserpromenade, und alles hatte seine Bedeutung verloren, oder eine andere bekommen. Wir stapften durch den Schnee von gestern - und waren die ersten, die darin ihre Eindrücke zurückließen.

Schön! Sagte Michelle. Wirklich schön. Trinken wir noch was!